Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meisterbücher und andre Erzählungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Meisterbücher und andre Erzählungen

Unter dieser Überschrift nach dem Muster der jetzt üblichen Buchtitel für Novellensammlungen besprechen wir zuerst drei zu Weihnachten erschienene Werke berühmter Veteranen, die nach Stoff und Form für die Art ihrer Verfasser gleich bezeichnend sind. Adolf Hausrath ist zur Zeit der hervorragendste Vertreter des Professorenromans, und sein eben herausgekommner „Pater Maternus" (Leipzig, Hirzel) gehört zu dem Besten, was er geschrieben hat; Paul Heyse giebt uns unter dem Titel: „Der Sohn seines Vaters und andre Novellen" (Berlin, Hertz) fünf fein ausgearbeitete Erzählungen, die alle in München spielen (sie sind mir lieber als die Novellen mit italienischen Figuren, weil sie natürlicher und wahrer sind), und Wilhelm Raabes „Hastenbeck" (Berlin, Janke) ist eine historische Erzählung mit allen für den berühmten Darsteller charakteristischen Eigenschaften. Es ist, als hätten die drei diesmal zusammen den Modernen zeigen wollen, was sie könnten, wenigstens mögen wir die Frage nicht unterdrücken, wie sie im Verhältnis zu ihnen heute auf uns wirken.

Hausraths Roman erfreut durch eine ruhige, aber anschauliche Schilderung, durch ein Maß von Ausführlichkeit, das auf Kenntnissen beruht und zur Belehrung erforderlich ist, das aber ebenso lebendige Vorstellungen erweckt, als wenn der Verfasser allerlei künstliche Belebungsmittel, Andeutungen, Ausrufe, Anakoluthe und dergleichen angewandt hätte. Die Eindrücke, die uns seine Beschreibungen einer römischen Campagnalandschaft, eines Kircheninnern, einer Zeremonie im Vatikan oder eines Volksfestes gewähren, sind genußreich und dabei so treu und reichlich, daß sie einen gewissen Ersatz der Wirklichkeit geben. Auf diesen soliden Bildgrund sind menschliche Figuren gezeichnet, die etwas mehr bedeuten, als es manchmal bei Hausrath der Fall ist, und deren Schicksalen wir darum von Anfang an mit Teilnahme folgen. Zwei Augustiner aus Annaberg kommen 1511 nach Rom in Angelegenheiten ihres Ordens und steigen zunächst bei den Brüdern von S. Maria del Popolo ab. Der ältere ist ein Gewohnheitschrist, der sich über nichts, was er im heiligen Rom antrifft, mehr wundert, er sammelt Reliquien und möchte auch seinem Herzog eine von Raffael gemalte Madonna mitbringen. Der jüngere, Maternus, sieht Rom mit den Augen Luthers an, er ist gekommen, um den Frieden seiner Seele zu suchen, und er verläßt die toten Heiligtümer auf Nimmerwiedersehen, durchdrungen von der einen Pflicht, zu glauben und zu lieben. Alles andre, den großen Pack der Gesetze und das böse Gewissen, das ihn plagte, hat er in die Kloaka maxima geworfen, über der der Pontifex maximus sein glanzvolles Erdenreich aufgerichtet hat. Zu der Schilderung des Seelenlebens kommt äußere Handlung: die Augustiner von S. Maria del Popolo haben ein reiches Judenmädchen in ein Kloster gesteckt, um es zwangsweise zu bekehren; bei dessen Vater sind die deutschen Pilger im Quartier. Dem Maternus gelingt die Befreiung des Mädchens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während sein Oberer in seiner Einfalt den römischen Gaunern, dem Augustinerdekan und einem vorzüglich gezeichneten Humanisten, in die Hände arbeitet. Die Handlung ist lebendig und spannend. An ihr nehmen viele Nebenpersonen teil, darunter Raffael, Michelangelo, sogar der junge Luther, ferner ein Kardinal, und im Hintergrunde steht Papst Julius II. Dieses ausdrucksvolle Zeitbild zieht uns immer aufs neue von der doch bescheidnen Handlung ab und fordert unsre ganz besondre Bewundrung; alles ist echt und stilgerecht und beruht auf einem intimen Studium, gegen das gehalten das Kostüm eines gewöhnlichen historischen Romans äußerer Flitter ist. Nur in einem Punkte hat sich der kundige Verfasser versehen: Hans Holbein „pflegte" dazumal noch keine Madonnen zu malen und konnte überhaupt sächsischen Mönchen um 1512 nicht bekannt sein. Was mag er aber unter der „Stammmutter des Meister Massacio" (so!) in S. Maria del Popolo (S. 126) verstanden haben? — Mögen sich unsre Leser den Genuß des gehaltvollen Buchs nicht entgehen lassen.

Paul Heyses Novellen unterscheiden sich von den landläufigen modernen zunächst dadurch vorteilhaft, daß sie uns mit Leuten besserer Gesellschaft in Berührung bringen, sie erfüllen aber hinsichtlich der Wirklichkeitsdarstellung durchaus moderne Ansprüche und erfreuen uns außerdem noch durch ihre künstlerische Ausarbeitung, die ruhige Schönheit ihrer Form. Ästhetisch läßt sich also daraus lernen, daß nicht jede Wirklichkeit die Form sprengen muß. Der Gegenstand der Darstellung ist, wie gewöhnlich bei Paul Heyse, „das Weib." Als arme Gouvernante verschmäht es die Werbung des berufslosen „Sohnes seines Vaters," als „Medea" geht es verlassen mit seinem Kinde in den Tod, als „Blaustrümpfchen" kostet es, obwohl schon mit einem Landrichter verlobt, noch einmal vor der Hochzeit in München die Freiheit eines schreibenden Fräuleins, in der „Freien Vereinigung," in einem Maleratelier, auf Visiten bei sehr verschieden untergebrachten einstigen Pensionsgenossinnen, um dann für die schlichte bürgerliche Ehe umso empfänglicher zu werden. Neben dem „Sohn seines Vaters" ist dies die hübscheste Geschichte. Fein ist „Verratenes Glück," aber vielleicht ist die ihren Gatten verlassende Frau zu fein gezeichnet, oder es wäre nicht zu begreifen, wie sie ein solches Mondkalb heiraten konnte. In „Männertreu" besiegt eine Bühnenheldin einen trostlosen jungen Witwer innerhalb weniger Tage, und man kann nicht sagen, daß das aufgeschnitten oder unmöglich wäre! Paul Heyses Frauen vermögen bekanntlich viel. Und auch dies ist charakteristisch: in dem ganzen Bande unter soviel temperamentvollen Weibern lauter Waschlappen von Männern, nur der Landrichter, der sich das „Blaustrümpfchen" aus München zurückholt, macht eine Ausnahme! Alles in allem, diese Novellen sind reizend, so hübsch, wie nur irgend welche des Dichters. Eine höhere Lebensauffassung, die über das Diesseits hinaus noch etwas will, haben wir selbstverständlich anderwärts zu suchen.

Paul Heyses Reich ist die große Welt. Wilhelm Raabe will ein Kleinstädter sein, darauf beruht ein großer Teil seiner Kunst. Ein Stück allernächster Heimat, bis auf den Grund erforscht und aus aufgestöberten Urkunden erläutert, darin die Menschen brav und tüchtig, nicht hochfliegend, etwas philiströs; Bösewichter kommen nie vor, und was etwa ihre Stelle vertritt, ist so harmlos wie der Teufel auf den Bildern Fiesoles, dazu vielerlei Betrachtung des Schreibenden, geschichtliche Rück- und Vorausblicke, das sind die wesentlichen Bestandteile eines Raabischen Romans, und daran würde auch „Hastenbeck" schon nach zwanzig Seiten, auch wenn man den Namen des Verfassers nicht wüßte, erkennbar sein. Leopold Witte von der Wendenstraße in Braunschweig, ein Blumenmaler der neuerdings in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kreis urkundlicher Forschung gezognen herzoglichen Porzellanmanufaktur auf Schloß Fürstenberg, Deserteur nach der Schlacht bei Hastenbeck und demnächst Zeichenlehrer der Kinder des Herzogs Karl in Blankenburg, liebt das Immeken, die Tochter des Pastors von Boffzen an der Weser bei Fürstenberg. Er wird schließlich ihr Gatte, und alle, die dazu mitgewirkt haben, werden reichlich beleuchtet, insonderheit eine Art Pflegemutter, die köstlich geschilderte Weserhexe, deren List dem jungen Paare die lange und schwierige Reise von Boffzen nach Blankenburg ermöglicht. Eigentlich ist damit die Handlung erledigt, denn sobald der Herzog Karl und seine Gemahlin, Friedrichs des Großen Schwester, den Leopold zu Gnaden angenommen haben, ist die Zukunft des Blumenmalers gesichert, und das weitere, was dazu gehört, Ehestand und Kinder, läßt sich auf wenigen Seiten beschaffen. Aber Raabe ist nicht umsonst Humorist, und das Wesen des Humors besteht ja wohl, wie die Gelehrten gefunden haben, zum Teil darin, daß er das Kleine durch Umständlichkeiten vergrößert. So werden nun hier die einzelnen Personen vielfach mit allen ihren Titeln und Eigenschaften eingeführt und immer aufs neue wieder angesprochen, sie werden mit Ausrufen und Betrachtungen bedacht, manchmal geht es in den Stil der Travestie über, und wer dem Ziel der Handlung entgegeneilen möchte, also wer etwas Spannung empfindet, bekommt immer noch wieder etliche Kontemplationen in den Weg gelegt. Daß dadurch der Gegenstand, die Natur, das Unmittelbare gewönne, kann man nicht sagen, drastisch oder plastisch wirkt das nicht, aber es ist Raabes Art zu wirken, die eben ganz besonders ist und oft auch sehr glücklich sein kann. Ganz vortrefflich ist z. B. der alte Abt Jerusalem geschildert als Berater der herzoglichen Familie. Daß sich aber dereinst sein Sohn in Wetzlar erschießen und darob von Goethe besungen werden sollte, war dem Alten so unkundig, wie den homerischen Helden ihr eignes Lebensende, und nun zieht das Raabe herbei, als wollte er es dem alten Dichter gleichthun, der bisweilen um des Gegensatzes willen an dergleichen vorausblickend erinnert, und er nimmt uns durch die historische Meditation die Stimmung für die von ihm gezeichnete Wirklichkeit. Jede Dichtung leidet in ihrer Wirkung als Kunstwerk, wenn des Lesers Interesse zu nachdrücklich auf das etwa an der Handlung Wahre hingeführt wird, sagt Timm Kröger sehr richtig in der Vorrede zu der zweiten Auflage seines „Schulmeisters von Handewitt." Raabe liebt es, uns zwischen Dichtung und Kollektaneenzetteln hin und her zu schaukeln, ähnlich machte es ja auch Jean Paul, und diese Mischung und dazu das Überwuchern der Betrachtung sind für Raabe charakteristisch, zeigen aber auch am schärfsten seinen Gegensatz zu der heute üblichen Darstellungsweise. Seine Freunde werden ihm dankbar sein, daß er seiner Art treu blieb, und die andern können dem Roman Hastenbeck das Lob einer tüchtigen und gesunden Leistung füglich nicht versagen. Er bleibt trotz mancher Wunderlichkeit eben doch ein Meisterwerk.

Zwei „Novellen vom Genfer See" von C. E. Ries (München, Beck, zweite Auflage) haben eine Frau zur Verfasserin. Sie sind sehr gut, beide spielen in einer Pension in Montreux, die erste ist wegen ihrer Personen noch sympathischer als die zweite, aber auch diese ist gut, und die Verfasserin hat jedenfalls ein nicht gewöhnliches Talent. Sie hat auch sechzehn kleine Märchen erscheinen lassen in demselben Verlage unter dem Titel: „Der Schnitter und andre Märchen," über die ein Professor der Litteraturgeschichte bemerkt, man fühle sich durch sie „unwillkürlich an jene(?) Mythendichtungen, die Urahnen aller wahren Märchenpoesie, erinnert, die aus phantasievoller Naturbetrachtung zu unvergänglicher Größe hervorwuchsen." So weit würden wir nicht gehen, schon weil wir nicht wüßten, was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir dann das nächstemal sagen sollten, wenn sich die Verfasserin auf diesem Gebiete etwa mit Erfolg weiter versuchen wollte, aber wir haben ebenfalls ihr Buch mit Vergnügen gelesen. Märchen für Erwachsene sind sehr schwer zu schreiben, weil unsre Zeit dieser Gattung ganz fremd geworden ist, obwohl ja das Unklare und Dämmerige bisweilen mit Vorliebe aufgesucht wird. Die Versuche fallen deswegen der Mehrzahl nach gekünstelt, reflektirt, abstrakt aus, oder sie werden, wenn sie Inhalt haben sollen, derbkomisch und albern. Von der letzten Art ist unter den Märchen der Verfasserin kein einziges, von der ersten verschiedne: Die Windsbraut, Faul und Niegenug, Witwe Trostlos und andre sind nur Schemen, aber keine lebendigen Personifikationen, Hinkebein, das kleine Kunstreitermädchen, ist überhaupt kein Märchen, sondern eine recht hübsche Erzählung. Aber wir sind vollauf befriedigt, daß uns die Verfasserin wenigstens drei allerliebste Sächelchen beschert hat. Zunächst der „alte Chinese und seine junge Frau," leicht satirisch, wie Andersens „Nachtigall," außerordentlich fein und unserm heutigen Geschmack für China und Japan vortrefflich angepaßt, dann „Rheinfischersknab, der auf Fischfang auszog," eine Umdichtung, könnte man sagen, der Goethischen Ballade, und endlich ein wirkliches, glückliches Märchen, der Mond als Schnitter. Die Fabel ist in der Kürze die, daß eine Hoftochter ihre Hand dem ihrer Freier verspricht, der ihr in einer Nacht ein bestimmtes Stück Gras mäht, Klee haut, Weizen schneidet; nur einer, der ärmste, versucht es, und dem hilft der Mond, der gleichfalls verliebte. Hier ist alles persönlich und selbstverständlich einfach, es lebt und braucht nicht erklärt zu werden. Deshalb steht dieses Märchen, ästhetisch angesehen, über allen übrigen. Solche Funde werden immer vereinzelt sein, mit Recht hat die Verfasserin diesen an die Spitze der Sammlung gestellt und in dem Buchtitel ausgedrückt.

Der Verlag von Bonz und Komp. in Stuttgart hat uns noch einige der beliebten kleinen Dreimarkbände mit hübschen autotypirten Abbildungen gebracht. Wir nennen zuerst „Tarantella," Novelle von Ludwig Ganghofer, und „Die Rächerin und andre römische Novellen" von Richard Voß. „Tarantella" ist ein blutjunges armes Mädchen, das der Erzähler in Sorrent kennen lernt, sie wirkt in einer Truppe von Tänzern mit, ein französischer Hotelgast entführt sie nach Capri, dann kehrt sie zurück, und da ihre Genossen sie nicht wieder aufnehmen, so springt sie ins Meer. Für ihre alte Mutter sorgt der Geliebte, der die Tochter verschmäht hat. Die Geschichte ist sehr gut mit vielen für das Volksleben bezeichnenden Einzelheiten erzählt. Was man früher unter einer italienischen Novelle verstand, ist dies, wie man sieht, nicht. Die Seelengemälde, die man damals verlangte, und die dann gewöhnlich in die bessere Gesellschaft verlegt wurden, hatten keine innere Wahrheit, denn wer lernt ein fremdes Volk bis zu der Tiefe kennen, aus der erst echte Bilder aufsteigen können! Mit richtigem Takt suchen deshalb die neuern Erzähler das niedre Volk auf, das allein der Fremde in Italien hinlänglich zu beobachten Gelegenheit hat; seine einfachen Lebenszustände und die großen, deutlichen Triebe, von denen es beherrscht wird, lassen sich eher naturgetreu schildern. Diese Art von Novelle hat darum bedeutend mehr Lokalfarbe. Richard Voß hat lange in Italien gelebt, er weiß, daß man dieses Volk nicht so leicht auskennt, wie der Saisonreisende meint, er behandelt in seinen Erzählungen sehr einfache Vorgänge; ein Mord oder ein Anschlag aufs Leben gehören freilich mit dazu. Er schildert das Leben der armen Hirten und Feldarbeiter, die aus ihren Wohnhöhlen hervorkriechen und von den Bergen in die Campagna herabsteigen müssen, um nicht zu verhungern. Der Maler und das Modell sind zwar auch noch Bestandteile, aber nicht mehr Anfang

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Ende dieser Geschichten, die Zeichnung der Personen ist sichtlich scharf und treffend, und was ihnen an Gedanken und Gefühlen untergelegt wird, macht durchaus den Eindruck der Naturwahrheit. Auch Ganghofers Schilderung ist treu, aber die von Voß geht tiefer. Die „Rächerin" schließt sich an das Attentat Acciaricos auf König Humbert an. Es wird uns gezeigt, wie leicht in diesem schönen, heillos zerrütteten Lande aus dem Durchschnittsmenschen ein Mörder wird, ein Mörder aus Liebe, aus schlechtverstandnem Pflichtgefühl, aus einer an das Tierische grenzenden Begriffsroheit. Und dazu lächelt ihm dann die gnadenbringende himmlische Patronin, und die großen Schaugepränge der öffentlichen Feste haben für hoch und niedrig denselben Reiz und dieselbe Wichtigkeit, gleichviel ob die Kraft des Staats im afrikanischen Kriege zusammenbricht und jeder einzelne seine Toten und Vermißten zu beklagen hat. Die feinste unter den vier Erzählungen ist, psychologisch und rein poetisch genommen, „Die Lichter Roms," die den unwissenden jungen Sabiner, der abends von seiner Berghütte auf sie niedersieht, mit Phantasien erfüllen und an sich locken, bis er hinabsteigt in die Stadt und, weil er ihre Lebensgewohnheiten nicht kennt, zum Verbrecher wird. Weil sein Mädchen einen Goldschmuck begehrt, so muß er ihn schaffen, und da er ihn für seine paar Scudi nicht haben kann, so sticht er den Mann nieder, in dessen Hand er einen Beutel mit mehr Geldstücken sieht. Die Motivirung ist gerade so einfach wie die Handlung, denn so entspricht es der Wirklichkeit dieser Menschen. Wie wahr tritt bei Voß immer wieder der eine Zug hervor, der dieser armen Menschen Sinne ganz beherrscht! Nicht etwa Faulheit, Hang zum Wohlleben oder Schlemmerei, denn sie essen frugal, und Trunkenbolde giebt es unter ihnen kaum; aber Geld, das wirkliche blanke Geld als Bettelpfennig oder Trinkgeld, als Raub oder Spielgewinn, endlich als Glücksgeschenk des unseligen Lottos. Sehr gut handhabt Voß den Dialog, ganz frei von der süßlichen Stilisirung manches berühmten Vorgängers und doch ohne alle karikirende Derbheit. Einsilbig und vielsagend, innerlich kochend und dabei in Mienen und Bewegungen sich so bezwingend, daß sie kalt oder dumm scheinen — so sind diese Menschen, Diplomaten und Kavaliere in ihrem Auftreten trotz ihrer Armut und ihren Lumpen. Von dem sachlichen Interesse, dem Unterhaltenden und Spannenden dieser Erzählungen ist hiermit noch nichts gesagt worden. Es sollte nur hervorgehoben werden, daß sie in einem selten gefundnen Grade echt sind und für jeden, der die Art des Italieners kennen lernen möchte, belehrend.

Ein zweites Paar bilden Hans Arnold, „Maskirt und andre Novellen" und Hermine Villinger, „Das dritte Pferd und andre Erzählungen." Arnolds fünf Novellen sind diesmal alle in ihrer Art ausgezeichnet (eine so fruchtbare Schriftstellerin hat begreiflicherweise auch manchmal weniger günstige Stunden) bis hinab zu der letzten, einer reizend übermütigen Skizze, „Mulus," höchst gewandt geschrieben, unterhaltend, fein und witzig. Eine ist ernst, „Flügellahm," die andern sind heiter; das Kopfstück „Maskirt," eine Verlobung auf einem Maskenballe, also kein eben ganz neues Motiv, überrascht uns durch eine unglaubliche Fülle kleiner mit wirklicher Eleganz vorgetragner Erfindungen, und „Das Tagebuch" des sechzehnjährigen Lottchens und ihr Kampf darum mit dem unartigen dicken Vetter, der es später noch einmal zu lesen bekommt, aber erst nachdem er ihr Bräutigam geworden ist, ist von einer geradezu sieghaften komischen Gewalt und enthält soviel moderne Rempelwendungen, brauchbar für die Jugend beiderlei Geschlechts, daß für selbige schon um deswillen die auf die Lektüre verwandte Zeit wohlangewandt wäre. — Auch Hermine Villingers Geschichten sind gut, alle ernst, ohne gerade traurig zu sein. Die erste hat ihren Titel nach einem ältern Fräulein, das sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überall, wo es nötig ist, als „drittes Pferd" einspannen läßt und darum keinen besondern weiblichen Beruf braucht, während ihre Freundin mit einem solchen, sie ist Schauspielerin, unglücklich wird. Die letzte, „Linksrheinisch," ist am meisten ausgeführt; ein deutscher Bezirksoffizier unter Elsässern und Franzosen gewinnt die Hand einer französisch erzognen Fabrikantentochter. Dazwischen stehen noch zwei, „Fremdes Leid," eine recht geschickte Skizze, ernst gedacht, aber komisch endend, und „Ein Mailied," eine leicht humoristisch gefärbte bürgerliche Liebesgeschichte mit glücklichem Ausgang. Im ganzen steht der Verfasserin der Ernst besser als das Komische, und wenn sie schlichte bürgerliche Verhältnisse schildert, so zeigt sie viel Lebensklugheit und eine wohlthuende Wärme der Auffassung.

Endlich hat Karl Weitbrecht drei sehr nette schwäbische Erzählungen (Der Dieb, Eine Hühneraugenoperation, Der zerrissene Kirchenrock) einem verstorbnen Freunde nacherzählt und als „Geschichten eines Verstorbnen" herausgegeben. Die erste schildert ergreifend einen herabgekommnen Sozialdemokraten, die letzte einen Pfarrer, der aus Versehen ins Amt gekommen ist und sich auf ergötzliche Art davon befreit, die mittlere ist eine muntere Schnurre. Der Erfinder pflegte solche Sachen mündlich zu erzählen. Seine Gabe muß freilich groß gewesen sein. Der Herausgeber hat ein hübsches Buch daraus gemacht, das sich auch vortrefflich zum Vorlesen eignen wird.

Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Bauditz

Autorisirte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

An Blocks wohlrenommirtem Hotel wimmelte es von Landwirten: der Ruf der Austern war offenbar weit ins Land gedrungen. Gutsbesitzer und Pächter, reiche Hofbesitzer und Bauern bewegten sich in buntem Gemisch durcheinander, und die Ankunft des Jägermeisters erregte sichtlich Aufsehen.

Er schien mit aller Welt auf du und du zu stehen, der Leutnant wurde überall vorgestellt und drückte einer Unzahl von Menschen die Hand, und bei jeder Vorstellung fügte der Jägermeister hinzu: Premierleutnant in der königlichen Leibgarde! mit einem Stolz, als sei er es selber, der das war.

Bald nach der Ankunft begab man sich in den Speisesaal und fand nach einigen Bemühungen Platz am Tische. Eine Lithographie von Sr. Majestät dem König, das Ehrendiplom des Wirts als Mitglied des lokalen landwirtschaftlichen Vereins, schön eingerahmt, und „die vier Lebensalter" in Öldruck machten die Wanddekoration aus — nett aber nicht prunkend. Der Ofen war rotglühend, aber am andern Ende des Zimmers war es hundekalt, und die Fenster waren nur halb aufgetaut.

Alles drehte sich um die Landwirte, selbst die zwei, drei Handlungsreisenden, die im Hotel wohnten, mußten sich heute darein finden, daß man sie vernachlässigte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG